

RICHARD BEER-HOFMANN

1866 in Rodaun geboren, mit Arthur Schnitzler befreundet, schrieb Novellen und außer verschiedenen anderen Bühnenwerken u. a. den Dramenzyklus „DIE HISTORIE VON KÖNIG DAVID“ (seinerzeit im S. Fischer-Verlag erschienen), aus

dem wir eine Probe abdrucken. Richard Beer-Hofmann, der als einer der großen Lyriker unserer Zeit anerkannt wurde und als Dramatiker noch zu wenig gewürdigt worden ist, emigrierte 1938 aus Österreich und ist in den USA gestorben.

*Da noch kein „Drunten“ war und noch kein „Droben“,
Allilut und Meer in wüstem Knäuel quollen,
Urwirre wirbelte und gor — —
Da stiegen junge helle Götter auf,
Und heilig frevelnd, warfen sie darnieder
Das Ungeheure, dem sie eh' entboren,
Und schufen Tag und Nacht und Himmelszelt,
Und banden der Gestirne Bahn mit Eiden,
Den Fels zu Uru-Schalim aber rissen
Sie auf, mit ihrem Blitz, zu einer Kluft,
Die bis zum Erdennabel klafft, und warfen
Das Blutige, Verstümmelte, Besiegte —
Hinein! Dort liegt's! Und daß es nie entweiche,
Schoß, feurig, sausend, in geweihter Nacht,
Ein Stein, von Flammensternen stammend, nieder,
Und sank als glühend Siegel auf die Kluft!
Wer dorten opfert, ehrt, was ist und war:
Zu trohen Göttern steigt des Opfers Rauch —
Das Blut träuft abwärts, zu dem Traurigen,
Das, trostlos siechend, dort im Düster grollt,
Und sagt ihm, daß man es noch ehrt, und sänftigt
Den Trotz, der drunten unzertreten lauert,
Und schlaflos wacht, ob es ihm nicht gelänge,
In jähem Ansturm, Fesseln zu zerreißen!*

VICKI BAUM

In Wien geboren, Verfasserin zahlreicher fesselnder Unterhaltungsromane („Menschen im Hotel“, „Helene Willfür“ usw.), die, zum Teil verfilmt, große Publikumserfolge wurden; sie ging ins Exil. Ihr jüngster Roman „Bomben über Shang-

hai“ erschien in französischer Übersetzung in einem Pariser Verlag. In einer im Exil geschriebenen Skizze: „LANDLEBEN“ schildert sie das Leben eines Emigranten-Ehepaars auf einer amerikanischen Hünerfarm in eindringlicher Darstellung:

Von der Vorhalle aus fiel Clarissas Blick auf die amerikanische Fahne, auf die schwarze Tafel über dem Kamin, die mit irgendwelchen Formeln für Hühnerfutter beschrieben war. Sie sah die Fliegenfänger, die überall im Raum sacht hin- und herwehten, sie erkannte auch das Gesicht ihres Mannes. Von Porten sah müde aus, als wäre es eine große Anstrengung für ihn, seine Augen offenzuhalten. Er war ein starker, kräftiger Mann, aber irgendwie war ihm seine Haut zu groß geworden. Er unterschied sich von den anderen mit ihren intelligenten, müden Gesichtern. „Sie machen alle den Eindruck, als würden sie zur Erholung Schach spielen“, dachte Clarissa. Von Porten aber war Polo-

spieler und Jäger. Er tat ihr leid. Mr. Gibbs, den die Gesellschaft zur Ansiedlung europäischer Flüchtlinge mit der schwierigen Aufgabe betraut hatte, aus unerwünschten und unnützen Intellektuellen nützliche Eierlieferanten zu machen, schien seine Rede hauptsächlich für ihn zu halten, doch die Worte konnte Clarissa nicht verstehen.

„Er spricht über die große Zukunft der Eier. Er versucht Tag für Tag, uns Mut zu machen.“ Der junge Mann sprach plötzlich deutsch. „Wir essen Hühner, wir reden über Hühner, wir träumen von I ühnern, wir riechen nach Hühnern, bald werden wir im Dunkeln piepen — weil uns nichts anderes übrigbleibt.“

„Was haben Sie früher gemacht?“ fragte Clarissa uninteressiert. „Kunstgeschichte. Ach so, Sie meinen in Amerika. Ich habe Löcher in Aprikoskerne gebohrt. Man trägt sie als Schmuck. Ist jetzt modern. Dann wurde der Laden in die Rüstungsindustrie eingeschaltet und wir mußten gehen. Man nimmt keine Ausländer für Rüstungsarbeiten.“

„Ja, ich weiß“, sagte Clarissa leise.

„Aber ich will nicht von mir sprechen, sondern von Ihnen“; er richtete sich bei diesen Worten auf. „Als ich hörte, daß Sie auf die Farm kommen würden, dachte ich, es wäre nicht wahr. Clarissa Fank in dieser Hölle? Was war mit ihr geschehen? Aber Sie haben sich gar nicht verändert.“

„Wann haben Sie mich zuletzt gesehen?“ Dies klang interessierter.

„In München, als Sie die Lulu in Wedekinds ‚Erdgeist‘ spielten. Das war eine Aufführung! Und später in einem französischen Film als Sie in Paris...“

„Aber ich habe zwei französische Filme gedreht. Welchen haben Sie gesehen?“

Clarissa drehte sich plötzlich um, denn hinter ihr war Mr. Gibbs aufgetaucht.

„Es ist Zeit, zu Bette zu gehen, Mr. Lindner“, sagte er, „und für Sie auch, Mrs. Porten. Sie werden sicher müde sein. Der erste Tag ist immer der schwerste, und um 5 Uhr 30 wollen Sie wieder aufstehen.“

„Ja, ich gehe“, sagte Clarissa, rührte sich aber nicht.

Gibbs wartete noch einen Augenblick. „Schön, gute Nacht — und lassen Sie den jungen Mann nicht zu lange draußen. Er ist nicht so kräftig wie Ihr Gatte.“ Damit ging er ins Haus zurück.

Mr. Gibbs liebte seine Hühner, doch er hatte keine Vorliebe für Flüchtlinge. Es war nicht gut für die Hennen, immer wieder neue Gesichter zu sehen und von den ungeschickten Händen dieser Fremden befaßt zu werden. Sie wurden davon nervös und legten schlecht. Gibbs bedauerte sie. Es fiel ihm niemals ein, die Menschen zu bedauern, die auf die Farm kamen, um zu lernen. Sie kamen nicht, weil sie unbedingt Farmer werden wollten; sie ergriffen die Hühnerfarm als rettenden Strohalm, nachdem alles andere fehlgeschlagen war. „Dieser Porten könnte vielleicht einen ganz guten Farmer abgeben“, dachte Gibbs, als er das Licht ausschaltete.

„Kommst du, Ciss?“ fragte von Porten, die Hand auf Clarissas Schulter legend. Sie streifte leicht mit der Wange dagegen. Nach zwölf Jahren Ehe bewunderte er immer noch ihre zierliche Gestalt. Er wurde sich dann seiner eigenen Größe und Verantwortung bewußt. „In drei Minuten“, antwortete sie, „es ist so schön hier draußen, so still. Man kann die Stille beinahe hören.“ Diese kleinen Dinge, die sie zu sagen liebte, fielen ihr immer wieder ein; sie war nie ganz sicher, ob sie sie eigentlich selbst ausgedacht oder vorher in irgendeinem Stück gehört oder gesprochen hatte.

„Gut — bleib nicht so lange, Kind. Du brauchst Ruhe“, sagte von Porten, „du hast schwer gearbeitet.“

Clarissa lachte. „Ich habe nur ein paar Tonnen Hühnerschmutz zusammengekratzt. Das ist angeblich die leichteste Arbeit. Es hat mir Spaß gemacht, wirklich.“ Ihre Stimme war beinahe schrill, so mühte sie sich, munter zu erscheinen, und von Porten drückte noch einmal leicht ihre Schulter, bevor er seine Taschenlampe herausnahm.

WALTER BENJAMIN

Einer der in Deutschland noch so gut wie unbekanntesten großen Essayisten des deutschen Sprachbereichs, vor 1933 Mitarbeiter der „Literarischen Welt“ und Verfasser eines gedankenreichen Bandes „Einbahnstraße“. Er ging 1933 ins Exil; im Herbst

1940 floh er über die spanische Grenze und endete dort nach seiner Verhaftung durch Selbstmord. — In einem 1927 in der „Literarischen Welt“ erschienenen Essay Benjamins finden sich die folgenden Sätze über GOTTFRIED KELLERS HUMOR:

Das leiser und melodischer gestimmte Lachen Kellers ist in den irdischen Gewölben so gut zu Hause wie in den himmlischen das des Homer. Man hat aber noch jedesmal erlebt, daß man zu einem großen Autor sich den Zugang verbaut, wenn man davon ausgeht, er sei Humorist. So ist auch Kellers Humor nicht goldene Politur der Oberfläche, sondern der unberechenbare Anlageplan seines melancholisch-cholerischen Wesens. Dem folgt er in den bauchigen Arabesken seines Vokabulars. Und wenn er vor den bürgerlichen Satzungen Respekt bekundet, so hat er ihn in der Willkürwelt des Innern erlernt, und Kellers leidenschaftlichster Affekt, die Scham, liegt beiden zugrunde. In seiner Weise ist der Humor eine Rechtsordnung. Er ist die Welt der urteilslosen Vollstreckung, in der Verdikt und Gnade im Gelächter laut wird. Das ist der ungeheure Vorbehalt, aus dem Kellers Schweigen und Dichten beredt wird. Von Rede, Urteil und Verurteilung hat er wenig gehalten — wieviel erst von moralischer, das sagen die Schlußworte jener Liebesnovelle. Dem zum Denkmal hat er Seldwyla erbaut am Südabhänge jener Hügel und Wälder, an deren nördlichem die Stadt Ruechenstein liegt, deren Bewohner „zu ihren Hinrichtungen, Verbrennungen, Schwemmungen ein windstilles, freundliches Wetter liebten“, daher dort „an recht schönen Sommertagen immer etwas vorging“. Es war ihm ausgemachte Sache, „daß wohl eine ganze Stadt von Ungerechten und Leichtsinigen zur Not fortbestehen kann im Wechsel der Zeiten . . ., daß aber nicht drei Gerechte lang unter einem Dach leben können, ohne sich in die Haare zu geraten“. Die süße, herzstärkende Skepsis, die unter angelegentlichem Schauen reift und wie ein starkes Arom aus Menschen und Dingen des liebenden Betrachters sich bemächtigt, ist nie in eine Prosa wie in Kellers eingegangen. Sie ist von der Vision des Glücks untrennbar, die diese Prosa realisiert hat. In ihr — und das ist die geheime Wissenschaft des Epikers, der allein das Glück mittelbar macht — wiegt jede kleinste angeschaute Zelle Welt soviel wie der Rest aller Wirklichkeit. Die Hand, die in der Schenke so dröhnend aufschlug, hat im Gewicht der zartesten Dinge sich nie vergriffen. Abwägend Laut- und Sachgewichte zu verteilen, ist noch das Werk des Kanzleideutsch, das hin und wieder sich umständlich breit macht. Ein Löffel Suppe in der Hand des rechtschaffenden Mannes wiegt, wenn's drauf ankommt, das Tischgebet und Seelenheil im Munde des Gauners auf. „Martin Salander befolgte in allen Lagen seines Lebens, wo eine Suppe vorkam, die Angewöhnung, ohne Verzug mit dem Genusse derselben zu beginnen, sobald er sie im Teller hatte.“